

ANITA BROOKNER

— ROMAN —

*Seht
mich an*

Mit einem Nachwort von Daniel Schreiber



— EISELE —

Anita Brookner
Seht mich an

ANITA BROOKNER

*Seht
mich an*

ROMAN

Mit einem Nachwort von Daniel Schreiber

Aus dem Englischen
von Herbert Schlüter

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:

www.eisele-verlag.de

Die Originalausgabe »Look at Me«
erschien 1983 bei Jonathan Cape, London.



© 1983 Anita Brookner

© 2023 der deutschsprachigen Ausgabe

Julia Eisele Verlags GmbH, München

© der deutschen Übersetzung: Piper Verlag GmbH,
München 1987

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Quadraat Pro

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-96161-153-9

I Sobald eine Geschichte bekannt geworden ist, kann sie nie wieder unbekannt werden. Allenfalls kann man sie vergessen. Doch solange sie in unserem Gedächtnis lebt, wird sie, die Zeit überwindend, auch unsere Zukunft bestimmen. Weiser ist unter allen Umständen das Vergessen, weiser ist es, sich in der Kunst des Vergessens zu üben. Sich erinnern heißt, dem Feind ins Angesicht zu sehen. In der Erinnerung liegt die Wahrheit.

Ich heiße Frances Hinton, und ich schätze es nicht, wenn man mich Fanny nennt. Ich arbeite in der Präsenzbibliothek eines medizinischen Forschungsinstituts, in dem die Probleme des menschlichen Verhaltens untersucht werden. Ich verwalte das Bildmaterial, ein Archiv, das, wie es heißt, seinesgleichen in der Welt nicht hat, mit seinen fotografischen Wiedergaben von Kunstwerken, aber auch von volkstümlichen Drucken, auf denen Ärzte und Patienten aus allen Jahrhunderten zu sehen sind. Es ist eine Enzyklopädie der Krankheit und des Todes, denn früher konnte man nur wenige Krankheiten heilen, und wohl deshalb übten sie eine so schaurige Faszination auf die Fantasie der Zeitgenossen aus. Unser spezielles Interesse gilt den Träumen und dem Wahnsinn, und natürlich liegt das Schwergewicht unserer Samm-

lung eher auf allem, was sich dem planen Verständnis oder der Diagnose entzieht. Es gibt menschliche Verhaltensweisen, die uns ein Rätsel geblieben sind, aber wenigstens haben wir sie ordentlich in unserer Bibliothek registriert.

Ich arbeite mit meiner Freundin Olivia zusammen. Wir schreiben an die Museen und Gemäldegalerien wegen der Fotografien. Sobald sie bei uns eintreffen, kleben wir sie auf Karteikarten und tippen alle sachdienlichen Informationen darüber auf einen Papierstreifen, der dann ebenfalls auf die Karteikarte geklebt wird. Es ist außerordentlich interessant, wenn auch auf eine etwas makabre Weise. So viele Irre, so viele Gefängnishospitäler, so viel Elend. Und dass es immer noch weitergeht, dass so vieles ungelöst geblieben ist. Aber das ist glücklicherweise nicht mein Problem, obschon es offenbar den meisten der Leute, für die ich arbeite, großes Kopfzerbrechen bereitet.

Nehmen wir zum Beispiel die Melancholie. Ich könnte beinahe eine Abhandlung über die Melancholie schreiben, und das allein dank den Blättern in meiner Kartei. Auf den alten Drucken findet man die Melancholie für gewöhnlich als Frau mit zerzausten Haaren dargestellt, verstört, umgeben von zerbrochenen Krügen, umgestürzten Fässern und zerrissenen Büchern. Sie ist vielleicht in einen unruhigen Schlaf versunken, eine schwergliedrige Gestalt, überwältigt von ihrer Unfähigkeit, die Welt zu verstehen; sie hat den Kompass und das Buch beiseite gelegt. Sie ist Furcht erregend, aber der Mensch, dem sie am meisten Furcht macht, ist sie selbst. Sie ist ihre eigene Krankheit. Dürer stellt sie uns geflügelt dar, in einem plumpen weiten Kleid, auf dem strähnigen Haar einen Kranz. Ihr Gesichtsausdruck ist

grimmig und ihre Verwirrung groß; sie ist umgeben von den Symbolen für das Studium, die Pflicht und das Leiden: eine Glocke, ein Stundenglas, eine Waage, eine Weltkugel, ein Kompass, eine Leiter und Nägel. Manchmal wird diese Gestalt auch inmitten von wucherndem Unkraut gezeigt, über dem Haupt ein Spinnengewebe. Ein andermal schaut sie aus dem Fenster zum Vollmond hinauf, denn sie ist mondsüchtig. Ist aber ein Mann von Melancholie befallen, dann, weil er an einer romantischen Liebe leidet. Er stützt den Arm, der in wattiertem Atlas steckt, auf ein samtenes Kissen und blickt unter einem Hut mit wippender Feder hervor zum Himmel; oder er ergreift einen Dornenzweig oder eine Brennnessel und gibt uns damit zu verstehen, dass er nicht schlafen kann. Auf mich wirken diese Männer allerdings so, als würden sie ein bisschen posieren, ganz anders als die Frauen, bei denen die Melancholie nicht so malerisch in Erscheinung tritt. Die Frauen machen den Eindruck, als stünden sie im Bann eines Kammers, der zu groß ist, um ihn in Worte zu kleiden. Die Männer dagegen wirken, als hätten sie sich für die Gelegenheit herausgeputzt und legten Wert darauf, ihr Leid mit edler Duldermiene zu tragen. Was beweist, dass sich, mindestens in dieser Hinsicht, seit dem sechzehnten Jahrhundert nicht viel geändert hat.

Die Mittel zur Behandlung der Melancholie schließen die Musik ebenso wie die Geißel ein. Wie man glaubt, waren einige der großen religiösen Gestalten der Vergangenheit Melancholiker. El Greco suchte sich sogar die Modelle für seine Heiligen und Apostel in der Irrenanstalt von Toledo.

Gleich nach der Melancholie rangieren in unserer Kartei die Geisteskrankheiten; auch diese Abteilung wird von un-

seren Besuchern sehr in Anspruch genommen. Aber in diesem Bereich hat sich glücklicherweise eine ganze Menge geändert. Früher galten ja Verrückte als ungeheuer belustigend, und es gibt Unmengen von volkstümlichen Darstellungen – meistens englischer Herkunft, wie ich zu meinem Bedauern sagen muss – mit komischen Männern, die sich gegenseitig auf den Kopf hauen oder Grimassen schneiden. Natürlich kann es sich dabei auch um durchaus seriöses Material handeln, zumal es gar nicht so wenige Künstler gibt, die ein sehr weitgehendes Verständnis für diesen traurigen Zustand haben. Wie stark doch diese Irren sind! Auf alten Bildern sieht man sie nackt, wie sie sich in ihren Fesseln winden. Sie raufen sich die Haare, um ihr Gesicht damit zu verdecken. Ein mittelalterliches Sinnbild des Narren auf einer Tarockkarte zeigt eine gewaltige, in Felle gekleidete Gestalt mit einem Raben auf der Schulter, die Dudelsack spielt. Allein Géricault hat den Irren als ein Geschöpf mit eigener Würde gezeigt; freilich lebte er in dem großen Jahrhundert, in dem den Geisteskranken die Fesseln gelöst wurden und in einigen Fällen den Patienten erlaubt wurde, ihre eigene Kleidung zu tragen. Außerdem wird behauptet, dass Géricault selbst wahnsinnig war, wenigstens von Zeit zu Zeit, und das könnte zweifellos sein Gefühl von Artverwandtschaft zu diesem merkwürdigen Menschenschlag noch vertieft haben. Obsessionen und Wahnvorstellungen lassen bei Géricault die Augen der Irren rot und von Misstrauen entzündet sein – wenn sie nicht, mit einem Ausdruck vollkommener Unschuld, weit aufgerissen sind. Die einen halten sich für Kinder, andere für Generäle und wieder andere für Könige. Auf einem erschütternden Gemälde Goyas sehen wir in einem

weiten, gewölbten, mit einem hohen Fenster ausgestatteten Raum einen wütenden Tumult nackter Gestalten, von denen einige in einer Schlägerei begriffen sind, während andere nur herumhocken oder auf dem Boden kriechen. Aber auch unter diesen kaum noch menschlichen Geschöpfen haben sich einige mit Papierkronen, Federn oder auch Amtsketten geschmückt. Goya zeigt uns auch eine Gestalt, die alles Menschliche hinter sich lässt, mit Tierkopf und riesigen Füßen und mit einem Körper, der von einem Hagel schwarzer Kohlestriche wie mit elektrischen Schlägen gezeichnet ist. Ich weiß sehr wenig über Goyas geistige Verfassung, nur so viel, dass sie kaum beneidenswert gewesen sein kann. Jedenfalls scheint er sein Leben lang am Rande seiner Leidenfähigkeit gestanden zu haben.

Wir verfügen außerdem über eine schier vollkommene Auswahl von Todesszenen, und hier ist des Grauens kein Ende. Auch der Tod kann eine Frau sein, von täuschender Schönheit, den Totenschädel in der Hand. Aber für gewöhnlich ist der Tod ein Gerippe, das man als männlich begreift. Der Tod kann die Mutter mit ihrem Kind bedrohen, er kann in das reich ausgestattete Haus des Handelsherren treten, kann plötzlich den Geizhals beim Zählen seines Goldes heimsuchen oder den Gelehrten in seinem Studium. Der Tod kann dem Bräutigam und dessen Braut auflauern; ja, er kann unter den Hochzeitsgästen sein. Der gekrönte Tod, den knöchernen Fuß auf eine Kugel gesetzt, hält einen Spiegel in der Hand, auf dem die Worte stehen: »Der Spiegel, der nicht schmeichelt.« Übrigens ist der Tod durchaus nicht friedlich, wie ich wohl weiß. Am Ende kommt die Versuchung in Gestalt von Ungeheuern und Teufeln, und rund um

das Schmerzenslager ringen die Engel und kämpfen um die Seele des Sterbenden.

Am beliebtesten ist in unserer Bibliothek die den Träumen gewidmete Abteilung. Es gibt Träume, die von Frauen handeln, von Gott, von Wirbelwinden, Riesenvögeln, Hunden oder vom Ruhm. Die heilige Helena träumt vom Wahren Kreuz, das sie später finden sollte. Die berühmteste Traumdarstellung zeigt einen Mann, um den die Fledermäuse kreisen, während sein Kopf auf den verschränkten Armen ruht. All diese Träume müssen sehr quälend sein. Ich selbst träume nie, und ich glaube, das ist ein großes Glück. Auch bin ich so glücklich, mich einer ausgezeichneten Gesundheit zu erfreuen, und dieser Umstand, verbunden mit dem, dass mir alle Kenntnisse des Spezialisten fehlen, machen mir meine Arbeit erträglich. Wäre ich irgendwie belastet, glaube ich nicht, dass ich den ganzen Tag lang all dieses Zeug ansehen könnte. Glücklicherweise – sogar für jemanden, der so unverwundbar ist wie ich – gibt es auch Bilder von guten Ärzten, obwohl man zugeben muss, dass die meisten anscheinend nichts anderes taten als Zähne zu ziehen oder mit großen eisernen Instrumenten in offenen Wunden zu graben, falls sie nicht gerade eine Urinprobe musterten. Aber ich versuche, mir jenes Gemälde Goyas zu vergegenwärtigen (Sie sehen, wie sich dieser Name immer wieder aufdrängt), das der Künstler zum Zeichen seiner Freundschaft für seinen Arzt, Dr. Arrieta, gemalt hat. Für dieses Bild habe ich eine ganz besondere Vorliebe. Es zeigt den Maler im Schlafrock; er steht vor dem Beschauer als ein im höchsten Grade Leidender; die Struktur von Gesicht und Körper zerfällt unter dem Gewicht seiner Qual, und sein

Ausdruck ist zugleich wehrlos und ungläubig. Hinter ihm steht sein Arzt, klein, adrett, hoffnungsvoll und resolut. Den einen Arm hat er um die Schulter seines Patienten gelegt, während er ihm mit der freien Hand eine Arznei reicht. So viel ich weiß, starb Goya damals noch nicht, aber er dürfte sich auch kaum je wieder völlig erholt haben. Niemand weiß, was seine Krankheit war, aber sie war offensichtlich furchtbar. Dr. Arrieta war so etwas wie ein Experte auf dem Gebiet der Pest; er reiste nach Afrika, um sie zu erforschen. Ob er sich irgendwann ansteckte, weiß ich nicht. Hier endet meine Information.

Die meiste wirkliche Arbeit in unserer Bibliothek leistet ihr Leiter, Dr. Leventhal. Er durchkämmt die verschiedenen Nachschlagewerke auf der Suche nach Krankheiten und Bildern von Krankheiten, und er gibt dann seine Informationen an Olivia oder mich weiter. Unsere Arbeit besteht in der Führung und Ergänzung der Kartei, im Sammeln von Sonderdrucken wissenschaftlicher Veröffentlichungen und schließlich darin, dass wir uns um die Besucher kümmern, die unsere Archive zu Rate ziehen. Das allgemeine Publikum kennt uns kaum, was auch nicht unbedingt unser Wunsch wäre. Wir besorgen vielmehr das Material für unseren eigenen wissenschaftlichen Mitarbeiterstab, für auswärtige Fachkollegen und für die gelegentlichen, sehr seltenen Besucher. Im Augenblick können wir nur mit dem Erscheinen von Mrs. Halloran und Dr. Simek rechnen. Mrs. Halloran ist eine etwas wild dreinblickende Dame mit einer täuschenden Aura von Autorität, die behauptet, in Kontakt mit der überirdischen Welt zu stehen, und die sich bemüht, ihre Theorie zu beweisen, dass die meisten Anomalien im menschlichen

Verhalten dem Einfluss des Saturn zuzuschreiben sind. Solche Grenzfälle begegnen einem sehr häufig in Bibliotheken. Dr. Simek ist ein ungemein zurückhaltender Tscheche oder Pole (wir sind uns nicht ganz sicher, was von beiden, und wir meinen, dass es auch nicht unsere Sache ist, dem nachzuforschen). Anhand einer Reihe kleiner Karteikarten arbeitet er über die Geschichte der Behandlung von Depressionen oder, wie man früher sagte, der Melancholie. Er kommt jeden Tag. Beide kommen jeden Tag, und zwar, wie ich vermute, hauptsächlich deshalb, weil die Bibliothek so gut geheizt ist.

Mrs. Hallorans Versuche, mit Dr. Simek ins Gespräch zu kommen – Bemühungen, die er ebenso höflich wie wortkarg ignoriert –, erreichen für gewöhnlich dann einen Höhepunkt, wenn sich beide auf die Durchsicht derselben Fotomappe kapriziert haben. Aus dem Disput geht Mrs. Halloran stets als Siegerin hervor, weil sie dermaßen laut wird, dass es in jedermanns Interesse liegt, sie zum Schweigen zu bringen. Sie macht es ebenso wie gewisse Leute, die durch ständiges Klagen allseits Mitleid erwecken. Dr. Simek pflegt bei diesen Gelegenheiten zu lächeln und etwa zu sagen: »Miss Frances, wenn Sie so gut wären ...«, und um eine andere Fotomappe zu bitten. Um Dr. Simek kümmere ich mich, weil Olivia eine etwas rücksichtslosere Art hat und Mrs. Halloran zum Beispiel einmal empfohlen hat, ruhig zu sein oder eine andere Bibliothek aufzusuchen. Aber Mrs. Halloran weiß wohl, dass sie keine fünf Minuten außerhalb der Atmosphäre dieser besonderen Stätte – halb Studierzimmer, halb Kinderstube – leben könnte, und fügt sich, wenigstens für ein Weilchen. So um die Mittagszeit pflegt sie

zu fragen: »Kommt jemand von euch mit zu den ›Bricklayers?« Worauf wir dann beide antworten, dass wir einfach zu beschäftigt seien und nur rasch in der Kantine ein Sandwich essen wollten. Darauf verschwindet Mrs. Halloran für ein paar Stunden und kommt dann schwer atmend zurück, unfähig, sich zu konzentrieren, was sich daran zeigt, dass sie lange nur aus dem Fenster sieht und dazu mit einem ihrer schweren Onyxringe auf den Tisch klopft. Sie scheint sich ihres Tuns nicht bewusst zu sein, und schließlich hebt Dr. Simek den Blick und sagt, den Kopf höflich geneigt: »Madam, wenn Sie so freundlich wären ...«

Ich glaube, dies war die erste Redewendung, die er, als er in unser Land kam, gelernt hat. Er geht nie zum Lunch. Anscheinend isst er überhaupt nicht. Wenn ich Olivia ihren Tee bringe, habe ich manchmal auch für ihn eine Tasse übrig, was insofern lästig wird, als dann auch Mrs. Halloran eine Tasse haben will und schließlich Dr. Leventhal in der Tür zwischen der Bibliothek und seinem Büro erscheint und gern wüsste, ob hier eine Party stattfindet und ob uns nicht bekannt sei, dass die Hausordnung strikte Ruhe verlange. Er gehört zu den Männern, die ihr Schweigen nur brechen, um eine kritische Bemerkung zu machen. Aber sonst ist er ganz harmlos. Ich kann nicht behaupten, dass ihm unsere ganze Sympathie gehöre (das würde es kaum treffen), aber es ist leicht, für ihn zu arbeiten; er ist ein freundlicher, würdevoller Mann, wahrscheinlich im Grunde scheu, wahrscheinlich einsam, sehr korrekt und durchaus verträglich. Wir kommen alle gut mit ihm aus.

Die etwa drohende Langeweile unserer Routinearbeit wird von den Besuchen des einen oder anderen der wissen-

schaftlichen Mitarbeiter des Instituts unterbrochen, zumal wenn es einer der beiden ist, denen wir bei ihren Forschungen zuarbeiten, also James Anstey oder Nick Fraser. Besonders wenn es sich um Nick Fraser handelt. Nick ist bei allen beliebt, sogar bei Dr. Leventhal. Solange Olivia und ich ihn kennen, zeichnet er sich durch den Charme und das sichere Auftreten aus, die den gesellschaftlichen Erfolg verbürgen. Er ist groß und blond, ein Athlet, gehört zur guten Gesellschaft, hat Beziehungen, sieht gut aus und ist liebenswürdig. Kurz, er hat alles, was man sich bei einem Mann nur wünschen kann. Unser englischer Nationalheld, wie Olivia ihn nannte, als sie in ihn noch ziemlich heftig verliebt war. Vielleicht ist sie es noch heute, was weiß ich, aber sie spricht nicht darüber, und ich frage sie nicht danach. Manchmal bekommt sie einen schmalen Mund, wenn er bei einem seiner Blitzbesuche in einer Stimmung allgemeiner Heiterkeit oder Euphorie hereinkommt, den Arm Mrs. Halloran um die Schulter legt (»Delia, altes Ungeheuer, was treiben Sie hier?«), mit einem energischen Fingerschnalzen einen Stapel von Fotografien anfordert, darauf auf seine Armbanduhr blickt und sich erinnert, dass er gerade eine Verabredung hat, und dann mich mit seinem hinreißenden Lächeln bittet, die Fotos in sein Büro zu bringen, darauf wieder hinaus-eilt und eine Spur von Unordnung und Aufregung hinter sich lässt. Dr. Leventhal erscheint in der Tür seines Büros, sieht, wer da ist, und ist beruhigt. »Bringen Sie ihm nicht die Fotos«, sagt Olivia. »Wie kommen Sie dazu?« »Aber ich muss doch«, antworte ich. »Ich kann nicht seine Arbeit behindern. Er ist so brilliant. Seine Arbeit, meine ich.«

»Sie meinen ihn. Er hat Sie in seinen Bann gezogen, wie